

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 10 (1906-1907)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Klöntal : Plauderei [Schluss folgt]  
**Autor:** F.B.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-665695>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Klöntal.

Blauderei von F.-B.

### I.

Die Schweiz ist das schönste Bergland der Erde. So sagen die Vielgereisten; namentlich jene Glücklichen, denen Gesundheit und Reichtum erlauben, zu ihrem Vergnügen ferner Herren Länder aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Zwar finden sich im Alpenlande weder die höchsten Gipfel noch die ausgedehntesten Gletscherfelder. Es ist ein anderer Vorzug, welcher diesem Teile des Erdballs den Stempel seiner unvergleichlichen Schönheit verliehen: die große, nirgends in solchem Maße zu findende Mannigfaltigkeit der Gestaltung, der ständige Wechsel herrlicher Bilder auf kurze Entfernung hin. Im Herzen Europas gelegen, von allen Seiten bequem erreichbar, dem Besucher jedes Genügen in Unterkunft und Verpflegung bietend, ist dieses Land das ersehnteste Reiseziel für Erholung und Naturgenuß suchende Leute geworden.

Ja manch malerisches Tal liegt in den Schweizeralpen eingebettet. Blumenbesäte Matten, dunkle Wälder, blaue Seen, rauschende Bäche und hoheitsvolle Berge mit blinkenden Gletschern entzücken das Auge; bekunden dem denkenden Menschen die Kraft und Arbeit der nimmermüden Naturgewalten — der bauenden, wie der zerstörenden — und zeugen von des Schöpfers Allmacht. Ein solches Gelände, ein Juwel von Landschaft, ist das Klöntal im Lande Glarus.

Lieber Leser! Folge mir einmal dahin! Du brauchst kein geübter Bergsteiger zu sein; der Weg ist gut und nicht zu weit. Du wirst, so uns das Wetter günstig ist, die Wanderung nicht bereuen. Denn es geht nicht nur in ein selten schönes, sondern in vieler Hinsicht recht interessantes Gebiet.

Wir verlassen Glarus an einem hellen Hochsommernorgen und ziehen auf sanft ansteigender, gerader Straße dem Dörfchen Riedern zu. Der Grund des Haupttales und die östlichen Berge liegen noch im Schatten; vor uns im Westen ist alles in Sonnengold getaucht. Die Luft ist so durchsichtig, daß wir unbewaffneten Auges auf den Höhen Dinge zu erkennen vermögen, die für gewöhnlich nur mit dem Fernglase zu entdecken sind. In Riedern kommen wir an den Fluß des Klöntales, den immer klaren „Löntsch“, und kaum ist die Brücke überschritten, so treten auch wir in die Sonne. Ihre Strahlen machen sich, zumal auf der stärker werdenden Steigung sofort bemerkbar. Schon perlen uns Schweißtropfen von der Stirne. Doch wir achten nicht darauf. All unser Sinnen ist durch die großartige Umgebung gefangen. Erst seit einer halben Stunde haben wir der Stadt den Rücken gekehrt, und die kurze Fußwanderung hat genügt, uns in ein völlig anderes Gelände zu bringen. Unter uns liegt das Felsenbett des „Löntsch“, jenseits von einem steilen Waldhang begleitet; vor uns türmt sich eine himmelhohe Felsenwand. Unsere Straße geht gerade-

wegs darauf zu. Sind schon die Berge, welche Glarus umstehen, wahrhaftig eindrucksvoll genug, so wächst die lotrechte „Büttenerwand“ bei der Annäherung ins Ungeheure, Unheimliche.

Getroßt! Die drohende Riesin vor dir ragt schon Hunderttausende von Jahren gen Himmel und wird noch lange so bleiben.

Es brauchte allerdings kein Berg umzufallen, um ein paar Menschenfinder zu Staub zu zerreiben. Der überhängende Stein am Rande oben täte es gegebenenfalls auch. Zuversicht! Er wird nicht gerade zu dieser Stunde herniederfallen. Auch wendet sich unser Weg. Die „Büttenerwand“ bleibt zurück; wir treten hart an das Ufer des Flusses, und der Wald nimmt uns auf. Jetzt kommt Bewegung in das Landschaftsbild; das Tal steigt stark an. Tösend und schäumend stürmt uns der Bergstrom entgegen. Über und unter den großen und kleinen Steinblöcken und zwischen durch schießt der weiße Gisch, überhangen von hellem Waldesgrün. Wer sollte glauben, daß größere Tiere, wie die köstliche Bachforelle in solchem Getümmel ihren Aufenthalt nehmen könnten. Wo die Fluten einen kurzen Ruhepunkt im Blockgewirr finden oder in dickerem Schwallen fallen, erfreut sich das Auge an der prachtvollen Färbung. Naturforscher haben die Eigenfarbe des Wassers vieler Seen mit der Farbenskala gemessen und bis anhin kein Gewässer gefunden, das an Tiefe des Blau dem Klöntalersee und damit begreiflicherweise auch seinem Abflusse nahe käme.

Trotz des höherstehenden Tagesgestirns fängt uns zu frösteln an. Wir schlüpfen gerne wieder in die ausgezogenen Röcke. Der Wildling „Löntsch“ verstiebt hier eben so viel Wasser, daß er stark abkühlend auf seine nächste Umgebung wirkt. Jetzt wird der Talboden fast eben; wir laufen ständig am Ufer des nun sanft vorübereilenden Baches. Der jenseitige Waldhang ist untermessen immer mehr in die Höhe gewachsen und sperrt uns jede weitere Aussicht nach links. Doch scheint er wenige hundert Meter vor uns auf den Grund abzufallen. Auch der Weg biegt dort nach links, die gerade vor uns liegenden, runden Hügel umgehend. Dort muß sich eine weitere Aussicht eröffnen. Wir schreiten besser aus; allein an der gemeinten Stelle hindert nochmals auf Steinwurfweite eine Rasenböschung den Blick.

Vorwärts! Die Beine strecken, nicht den Hals!

Da; welche Überraschung; welch' überwältigender Gegensatz zu dem kaum Geschauten! Vor uns liegt, von dunklem Tann umsäumt, in einsamer Ruhe ein spiegelglatter Bergsee und dahinter steht in ganzer Größe ein Riese: der „Glärnisch“.

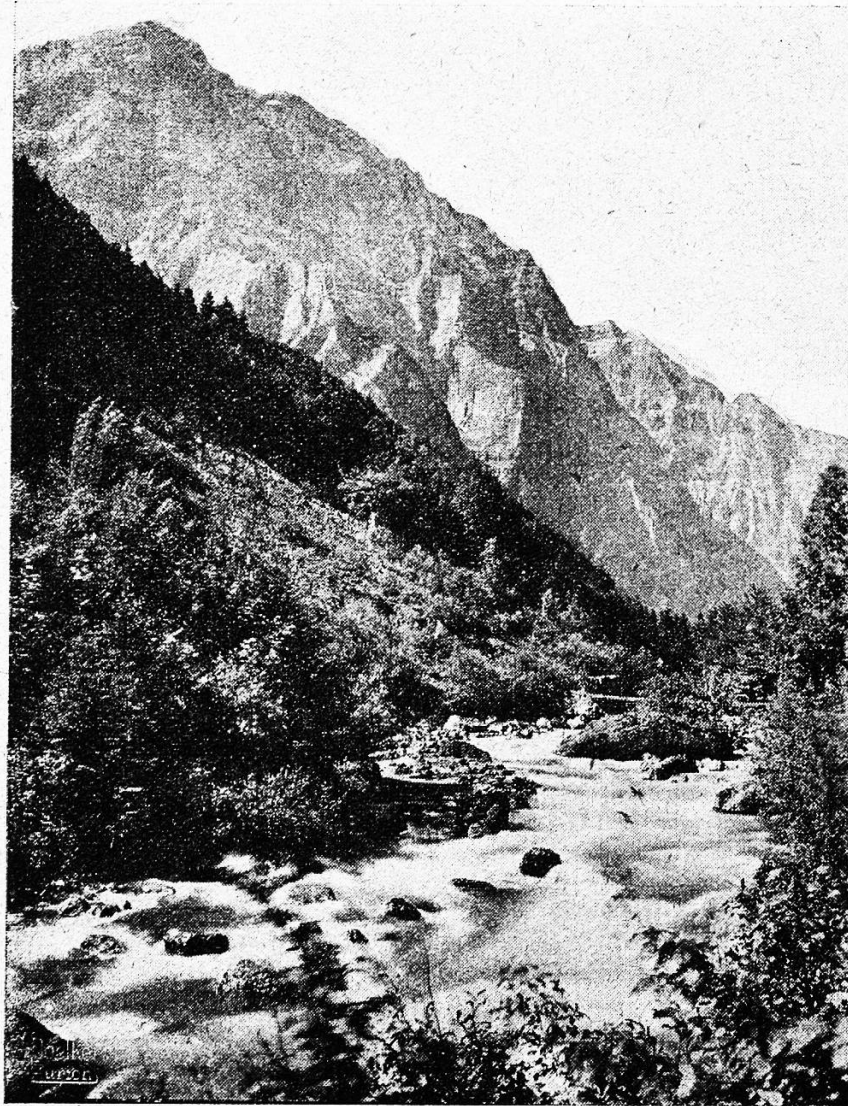
In der ganzen Nordschweiz, bis weit in die deutschen Gaue hinaus sichtbar, hebt sich dieses Gebirgstocks markige Gestalt von ferne gesehen auffällig vom Alpenkranz ab. Jetzt stehen wir zu seinen Füßen, gerade unter dem Schneegipfel des „Brenelsgärtli“.

Noch rasch die paar Schritte den Hügel hinauf ins Wirtshaus zum „Rhodannerberg“. Ein Trunk und Imbiß tut wohl, hilft Leib und Seele zu-



sammenhalten, und droben, von der offenen Halle aus, ist der Ausblick freier als unten an der Brücke. Wir sitzen und schauen auf die lichtdurchflutete Landschaft. Die friedenatmende Stille wirkt beseligend auf uns, sonst vieler Unrast ausgesetzte Menschenkinder.

Ja, lieber Freund! Betrachte! Präge dir Linien und Farben in die Erinnerung ein! Genieße und denke dabei! Dann genießest du doppelt. Du hast heute Glück. Gottes Sonne verklärt das hehre Bild. Es ist nicht immer



Röntal. Partie an der Röntsch mit Glärnisch.  
Nach einer Aufnahme des Photographie-Verlags Wehrli A.-G., Kilchberg.

so. Witterung und Jahreszeit verändern dasselbe gänzlich und damit die Stimmung der Besucher.

Der Winter führt in diesem Tale ein langes und grimmiges Regiment. Wochenlang dringt kein wärmender Strahl auf den erstarrten, schneebedeckten Grund. Der Sonnenball vermag sich selbst mittags nicht auf die Gipfelinie der Glärnischkette zu erheben.

Spät setzt der Frühling ein; dann donnern die Lawinen zu Tal. Uns gerade gegenüber liegt hoch oben die Mulde des „Schlattalpli“, eingefasst von himmelanstrebenden Felsenstaffeln. Von allen Seiten stürzt der

Schnee auf diesen Sammelpunkt und über die Wand hinunter. Unten im „Güntlenau“ bemerken wir einen großen neuern Stall. Sein Vorgänger flog vor vierzehn Jahren über den See hinweg auf den Rasen neben unserer Hütte. Auch das Wirthaus schwankte, daß seine Insassen zitternd das Ende erwarteten. Die „Schlattalpli“-Lawine war in selten großer Masse niedergegangen.

Es kommt die Sommerszeit. Was die Sonne im Winter versäumt, holt sie jetzt nach. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend bescheint sie das von Osten nach Westen verlaufende Tal. Dennoch kann Dürre hier nicht



aufkommen. Dafür sorgen die vielen, oft überraschend hereinbrechenden Gewitter. Ein sonnenklarer Morgen, ein allmählig sich trübender Vormittag, ein poltern-des Donnerwetter am Nachmittag und Abends die lachende Sonne auf das sauber gewaschene Land herniederschauend: Das ist die meteorologische Erinnerung ungezählter Ausflügler ins Klöntal.

Wann ist es eigentlich am schönsten in Geländen, wie das unsrige? Sicher im Herbst! Welche Wonne, an einem söhnigen September- oder Oktobertage das Klöntal zu durchwandern. Die Temperatur den ganzen Tag hindurch so, wie sie dem Menschen am besten zusagt, diese durchsichtige Luft, die reichen Farben in Flur und See und herbstlichem Wald, diese köstliche Ruhe und Stille. Die Empfindung von Freiheit und reinem Glück muß jeden erfüllen, der an solchen Tagen, ohne die Stunden zählen zu müssen, durch nichts behindert, nach seinem Behagen ruhen oder herumstreifen kann, wie sein Herz begehrt.

Allerdings sieht das Bild auch im Herbst oftmals anders aus; und ein recht trübes dürfte es gewesen sein an jenem Tage des Jahres 1799, da ein Kriegsheer aus fremdem Lande unter einem der berühmtesten Feldherrn seiner Zeit unten am See vorüberzog; das Kriegsglück hatte den Sohn der nordischen Tiefebene, den sieggewohnten Suworow im Hochgebirge verlassen. Jetzt befand er sich auf dem weltgeschichtlichen Rückzug über die Pässe des Glarnerlandes. Hungernd, naß und fröstelnd, viele krank oder verwundet, alle erschöpft, schleppten sich die armen Menschen dahin, Glarus entgegen.

Über hundert Jahre sind seither verflossen im Wechsel von Regen und Sonnenschein, Frost und Hitze. Mehrere Generationen sind dahingegangen und wir heute Lebenden stehen in einer sich von der damaligen schon stark unterscheidenden Kultur. Die ewigen Berge hingegen schauen in gleicher Majestät auf den Spiegel des in dieser Spanne Zeit nur unwesentlich veränderten Sees hinab.

Ewige Berge? Nein; das sind sie nicht.

Auch sie wurden erschaffen für unermesslich lange, doch nicht für alle Zeit. Auch für sie gilt, wie für alles irdische Gebilde — ob Tier, ob Pflanze, ob Stein — das unbeugsame Gesetz: Werden, sich stetig ändern und vergehen. Und das Alpenland hat seit seinem Bestehen bezüglich Gestaltung und Klima ganz gewaltige Änderungen durchgemacht.

Mein Freund! Es ist Zeit zum Aufbruch. Wandere nun dem stillen See entlang ins „Borauen“ und hinauf ins liebliche „Richisau“. Das Wetter bleibt schön und wird sich mit den zunehmenden Stunden ordentlich warm gestalten.

Im Hotel Klöntal findet sich gute Verpflegung, ebenso im schlichten Kurorte „Richisau“. Es ist gar schön, einige Stunden des Mittags im Schatten jenes prächtigen Ahornhains zu verweilen.

Wenn dir dann beim Abstieg über die sonnigen Halden der Schweiß aus allen Poren perlt, so gedulde dich und bedenke — du Bewohner der ge-

mäßigsten Zone —, daß einst tropische Glut auf diesen Teil des Erdenrundes niederstrahlte.

Wie weit ist doch der Weg über das gleißende Riet bis zu den kühlen Fluten des Sees! Ja, es gab eine Zeit, da lagen sie näher; da reichte die Wasserfläche bis hinten in den Talgrund, bis zum „Timmerwald“. Endlich ist der See erreicht. Wohlan; setze dich in den Schatten der Tannen und fühle dich etwas ab. Blicke hinauf zu dem silberglänzenden Firn des Ruchen und vernimm: Die Alpengletscher unserer Tage sind die kleinen Reste jener gewaltigen Eismassen, welche in einer kalten Zeit einen großen Teil Nord- und Mitteleuropas bedeckten. Dannzumal war hier weder See noch Wald. Von allen Felsenstufen hingen die Gletscher auf den Eisstrom des Tales hinunter.

Du machst dich auf, hast bald den See im Rücken und kommst zum Abstieg nach Riedern. Die Sonne sinkt im Westen und vergoldet jetzt das Gebirge gen morgen. Nach der Nachmittags Hitze ist's ein Hochgenuß, dem wilden Flusse bergab zu folgen. Wieder stehen wir unmittelbar unter der Büttenerwand. Der Löntsch zwingt sich donnernd durch die Schlucht. Sieh' dich noch einmal um und wisse: Die mächtigen Schichten dieser himmelanstrebenden Felsen und alten Berge, die in dem Gesichtskreise stehen, wurden auf dem Grunde des Ozeans gebaut. Der harte Stein entstand aus feinem Schlamm. Ein Weltmeer bedeckte vor Jahrmlionen denjenigen Teil unserer Planetenoberfläche, den man jetzt Zentraleuropa nennt. Gigantische Kräfte ließen das Hochland der Alpen aus der Tiefe erstehen. Diese Kenntnisse sind nicht aus den Geschichtsbüchern der Völker geschöpft, sondern aus den Runen der Natur; aus den Versteinerungen, den Gletscherschliffen, den Findlingen und vielem andern mehr.

Im Schatten des Abends rücken wir wieder in Glarus ein. Du hast nun das schöne, mit Recht berühmte Klöntal gesehen, wie es sich dem Wanderer in der Jetztzeit vorstellt. Versuchen wir nun, uns mit Hilfe der Wissenschaft und der Phantasie ein Bild zu machen von diesem Lande, wie dasselbe in der Vorzeit, in früheren Erdperioden ausgesehen haben mag.

## II.

Aus dem tiefen Meere gehoben zu solcher Höhe!

Chemals war unser Planet eine glühend flüssige Kugel. Neonen sind seitdem im Strom der Zeit vorübergegangen. Langsam, langsam kühlte sich die feurige Masse ab; die Rinde erstarrte in immer dicker werdender Schicht. Zwar ist die feste Decke heute noch dünn im Verhältnis zum Durchmesser der ganzen Kugel. Die Dämpfe verdichteten sich auf der Oberfläche. Die erst siedend heißen Ansammlungen wurden mählig kälter, dann nach Menschenbegriffen bewohnbar. Das organische Leben erschien. Wahrscheinlich beherrschte das Meer die ersten Bewohner; jene kleinsten Lebewesen, wie sie heute noch gleich oder ähnlich bestehen; von denen man nicht recht weiß, ob sie dem Pflanzen- oder dem Tierreich zuzuzählen sind. Fauna und Flora entwickelte



sich und breitete sich über den Erdball aus; über Wasser und Land. Es entstand eine unendliche Fülle von Formen, Farben, Größen und Lebensart. Ganze Klassen sind gekommen und wieder von der Erde verschwunden. Oder sie weisen in der Gegenwart nur noch kleine Arten auf, während einst Riesentiere zu ihren Vertretern gehörten.

Die Planetenoberfläche, einmal erstarrt, ist nie eben gewesen. Immer gab es Festland, Gebirge und Meere. Auf den letzteren verdunstete Wasser, zog als Wolken über die Länder und fiel wieder als Regen zur Erde nieder. Von den Bergen lief das Naß zusammen zu Bächen, Flüssen und Strömen und zurück ins Meer.

Der gleiche Kreislauf wie heutzutage. Aber die Fluten kamen und kommen nicht rein an ihren Ursprungsort zurück. Sie bringen Stoffe vom Lande mit: Geschiebe, Schlamm und gelöste Salze, sowie Reste von Tieren und Pflanzen. Das Schwerere sinkt in der Nähe der Ufer zu Boden, die Salzlösung verteilt sich durch die ganzen Massen. Myriaden kleinster Tiere scheiden auf allen stehenden Gewässern Kalk aus denselben ab, um sich schützende Hüllen zu verschaffen. Beim Absterben sinken diese Schalen auf den Grund, ihn als allerfeinsten Schlamm bedeckend. Was mögen diese Bildungen in der Zeiteinheit von einem Jahre an einem bestimmten Orte ausmachen? So viel wie nichts. In Millionen von Jahren hingegen wuchsen die gewaltigen Schichten heran, wie sie jetzt im Gebirge oder in Bergwerken zu sehen sind. Auch größere organische Stücke, ja ganze Tiere, Bäume u. s. w. gelangten auf den Boden der Gewässer. Dort fallen sie der Verwesung anheim, sofern sie nicht aus irgend einem Grunde rasch verschlammen und dann versteinern. Die Versteinerungen geben ein Mittel, das Alter, oder besser gesagt, die Aufeinanderfolge der Schichten zu bestimmen und sich ein Bild von der Natur der betreffenden Perioden zu machen.

Wie gesagt; seit das Wasser auf unserem Festlande flüssig werden konnte, hat es zusammenhängendes Festland, Inseln, Binnengewässer und Ozeane gegeben. Aber ihre Verteilung ist in den einzelnen Abschnitten der Erdgeschichte eine völlig verschiedene gewesen. Erdteile sind untergegangen, andere aus der Salzflut gestiegen.

Schon seit der uralten Steinkohlenzeit lag eine Insel, da wo jetzt die Zentralketten der Alpen ins Blaue ragen. Durch die Weltalter hindurch hob und senkte sich das Land mehrmals, wie auch der nördlich gelegene Continent und die Jurainseln. Im ganzen genommen ging jedoch das Meer in diesem Teile der Erde mehr und mehr zurück, allmählich nur noch die einst tiefste Rinne als schmalen Meeresarm nördlich der Alpeninsel übrig lassend. In diesem Meere und schließlich in dessen letztem Reste lagerten sich unter anderm auch die Schichten für die Klöntalerberge ab bis in die Tertiärzeit hinein.

Tertiärzeit! Inbegriff eines sonnigen Weltalters! Subtropisches Klima

in der jetzigen gemäßigten Zone bis gegen die Pole hin, ließ eine uns fremdartige, hochentwickelte Tier- und Pflanzenwelt den Erdkreis bevölkern.

Keines Menschen Auge hat diese Pracht geschaut; der Herr der Welt hielt dessen Zeit noch nicht für gekommen. Der sechste Schöpfungstag stand der Erde noch bevor.

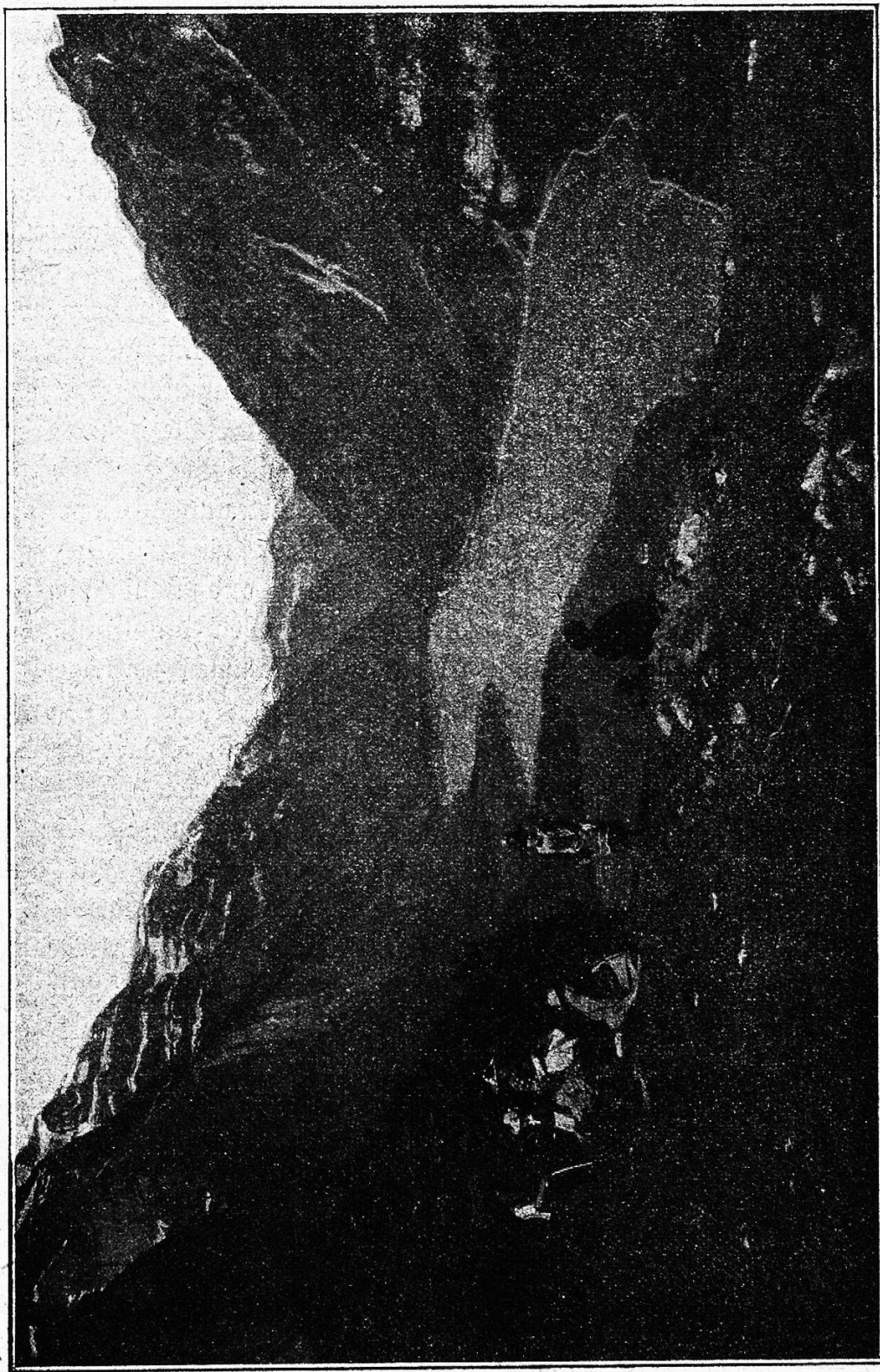
Schreckliche Wetter sollten vorerst unsern Himmelskörper heimsuchen, unerhörte Stürme, Erschütterungen und Umwälzungen sein Aussehen gänzlich verändern. Das Ende der Tertiär- wie der Anfang der Diluvialzeit sind für unser Wissen in tiefes Dunkel gehüllt. Es fehlt uns bis auf den heutigen Tag sozusagen jede Kunde — zumal aus dem Schweizerlande — über jene Spanne Erdgeschichte. Damals wurden die Alpen und wahrscheinlich andere Hauptgebirge der Erde aufgerichtet; wurde überhaupt die jetzige Form ihrer Oberfläche in der Hauptsache geprägt. Ob diese einschneidenden Umbildungen langsam stetigem Wirken gigantischer Naturgewalten oder beispiellosen Katastrophen ihr Entstehen verdanken, weiß niemand. Wahrscheinlich war beides der Fall. Nirgends wurde die erforschte Planetendecke stärker hergenommen, als da, wo später die Berge des Glarnerlandes und des Balensees herausgeformt wurden; nirgends sind die Verkrümmungen, Verwerfungen und übereinanderschiebungen freier und merkwürdiger als hier. Schilt und Glärnisch geben dem Geologen immer noch die größten Rätsel auf.

Das Klima erlitt eine schwere Änderung. Es wurde kalt in einem Maße, daß große Gebiete von den Polen her und weit in den gemäßigten Zonen vereisten und damit Pflanzenschmuck und Tierleben ganz oder größtenteils verloren. Auch die Flora und Fauna der Tropen mußte natürlich eingreifenden Wechsel erfahren. Alle möglichen Erklärungen sind von den Gelehrten für diese sonderbare Wärmeabnahme schon aufgestellt worden; eine Lösung des Wunders ist auf den heutigen Tag nicht gegeben. Wie oben bemerkt, findet sich auf der von fernher aus der Nacht kommenden, bald dämmrigen, bald lichterem Straße geologischer Erkenntnis eine dunkle Strecke. Sie beginnt in jenen weit zurückliegenden Tagen der Tertiärzeit; und wie die wieder einsetzende Helle die Marksteine am Wege von neuem erkennen läßt, künden uns diese, daß inzwischen auf Erden eine große Wandlung in allen Dingen vor sich gegangen war. Das Alpenland war da.

Mein Begleiter! Laß uns jetzt im Geiste das Klöntal und seine Umgebung betrachten, wie es dazumal ausgesehen haben mag, und sehen, welche große Veränderungen dieses Gebirgstal auch seither erfahren mußte. Daß wir dabei unsere Einbildungskraft ziemlich beiziehen müssen, ist ja selbstverständlich.

Die vorletzte Eiszeit geht ihrem Ende entgegen. Das Klima dürfte demjenigen der Gegenwart gleichen, eher kühler sein. Wir stellen uns an den Abhang des „Schilt“, etwa dahin, wo heute das sogenannte „Helgenhüsli“ ob Ennenda sich befindet. Gerade unter uns vereinigen sich die Flüsse zweier tiefer Täler, die Linth und der Röntsch. Uns gegenüber steigen die Bergketten





Das Klöntal von der Glarner Schwammhöhe.

des Wiggis und Glärnisch gleich riesenhaften Bauten aus dem Tale auf, fast lotrecht und unvermittelt; und zwar der Glärnisch seiner ganzen Länge nach, nicht erst vom Rhodannerberge an. Der Borderglärnisch ist noch höher und von seinem Nachbar, dem Mittelglärnisch, nicht so abgekehrt, wie in der Jetztzeit. Die beiden Kerben „Gleiter“ und „Guppen“ sind noch ausgefüllt. Auch die Wiggiskette sieht sich gegen Westen anders an. Der „Deyenstock“ ob dem Rhodannerberg ist noch kein eigener Gipfel, sondern die einfache Fortsetzung

der Büttenerwand. Das Röntal liegt ganz offen da, kein „Sackberg“ versperert uns den Einblick. Zu hinterst links im Grunde flimmert Eis. Es ist das Ende des Gletschers aus dem „Roßmattental“, der dunkle „Timmerwald“ steigt bis zu seinem Saume hinab. Vom Gletschertore weg fließt der milchige Bergbach eine Strecke weit durch öde Schutt- und Trümmerfelder. Weiter herwärts werden die Ufer allmählich grün, dann bewaldet. Links und rechts treiben Runsen ihre wüsten Regel ins Tal hinaus. Jede ist bestrebt, dem Flusse seinen Lauf zu sperren. Indes gelingt es ihnen bei seiner Wassermenge und dem Gefälle nicht. Sie müssen sich begnügen, ihn jeweilen auf die andere Talseite hinüberzudrängen. So kommt er denn in Schlangenwindungen, ohne einen See zu durchlaufen und in ziemlich gleichmäßigem Gefälle daher, um sich am Fuße des Vorderglärnisch in die Linth zu ergießen. Beide Flüsse haben den Boden ihrer Täler vielerorts mit Geschiebe überführt und arbeiten fortwährend an seiner Verwüstung. Doch die lebendige Natur wirkt diesen zerstörenden Gewalten entgegen. Sie folgt mit Gras, Strauch und Baum den sich zurückziehenden Firnen. An den Hängen, an allen Stellen des Grundes, wo die Laminen, die Wasser- und Steinstrürze nicht anzukommen vermögen, entwickelt sich fort und fort eine reiche Vegetation.

Es ist Hochsommer, Abend. Wir blicken auf ein schönes Land, auf ein Waldland hinaus. Gebüsch und Bäume und Blumen sind uns bekannt, es sind von den unsrigen. Seither sind nur noch viele neue, namentlich Blütenpflanzen und Laubbäume dazu gekommen. Im Vergleich mit dem Walde der Jetztzeit haben wohl die Nadelhölzer eine größere Rolle gespielt.

Zahlreiche Tiere beleben das Gefilde. Schöne Schmetterlinge grüßen die scheidende Sonne; Insekten laufen und schwirren umher. Wir beobachten auch viele Vögel und Gruppen größerer, ja größter Tiere. Wir sehen, wie sie zur Tränke an die zahlreichen Wassertümpel — Bildungen von der Eiszeit her — ziehen. Viele Arten und besonders die größten, sind uns fremd; sie sind gänzlich, oder wenigstens in Europa, längst ausgestorben, so das Nashorn, der Urelephant, der Urochs, der Höhlenbär u. s. w.

Bis in welche Grenzen die Eisströme während Tausenden von Jahren in den obern Alpentälern zurückgegangen, ob sie ganz geschwunden, oder an bestimmten Orten Kehrt gemacht, das ist unbekannt. Ebenso unbekannt ist begreiflicherweise das Maß der Bewachung und Belebung. Eines aber ist sicher: Das Röntal und das Linthtal waren eisfrei, als ein ungewöhnliches Ereignis die Gestaltung ihres Gebietes innert weniger Minuten völlig veränderte und auf stundenweite Entfernung allem Lebenden den Tod brachte.

Ein großes Stück des Glärnisch brach heraus, die erwähnte Gleiterschlucht als schauerliche Ausbruchsnische zurücklassend. In berghohem Strome fuhr die Steinmasse an den Wiggis hinüber und talauswärts, brandete am Fuße des Schilt und glitt, die ganze Breite des Linthtales bedeckend, bis in die Gegend von Näfels hinunter.



In der gleichen Periode der Diluvialzeit, vielleicht zur selben Stunde — wer weiß, ob nicht die Erschütterung durch den einen Sturz den andern zur Folge hatte — ereignete sich auf der andern Seite des Glärnisch, gerade im Rücken des „Gleiter“ ein ebenso fürchterlicher Bergbruch. Die Schichten, welche bisanhin den bekannten Felsentessel von „Guppen“ oberhalb Schwändi füllten, trennten sich bis zum Grat hinauf ab und stürzten zu Tal. Drüben am „Schafleger“, weit hinaufgeworfen, flutete der schreckliche Steinstrom zurück, das Tal, bis gegen die heutige Hauptstadt hinaus tief begrabend.

Vinth und Löntsch wurden gestaut; es bildete sich ein Klöntalersee, von dessen Größe wir jedoch nichts wissen, und ein See im Vinthtal, sowie ein Stück weit ins Sernftal hinein. In den anfangs losen Bergsturzmassen mag die Erosion durch die auf einmal bedeutend gehobenen Abflüsse furchtbar gewirkt und die Ebene weithin mit Geschiebe überführt haben. Aus dem Material dieser ungeheuren Bergstürze, wie solche in geschichtlicher Zeit in Europa nicht mehr vorgekommen sind, bestehen die Terrassen von Schwändi und Sool, der „Mischenberg“ bei Ennenda, der südliche höhere Teil des dem Klöntal vorgelagerten „Sackberges“, sowie das „Bergli“, das „Bürgli“ und die anderen einzelfstehenden Hügel bei Glarus, Ennetbühl und Metstal. Vinth und Löntsch sägten sich wieder ein Bett heraus; der letztere wechselte mehrfach seinen Lauf. Die Seebecken füllten sich mit Geröll und liefen ab. Die Steinwüste bedeckte sich wieder mit lebendiger Vegetation. (Schluß folgt.)

### Vorfrühlingstag.

Man pflügt; der Furchen warmer Brodem  
Steigt würzig aus dem Boden auf:  
Das ist der Mutter Erde Odem,  
Die neu geweckt des Jahres Lauf.

Nun regt sich auch mein inn'res Leben,  
Aus Schnee und Eis emporgetaucht,  
Und schwellend möcht mein Herz sich heben,  
Von dir, o Mutter, angehaucht.

Laß jetzt all Winterleid verklingen!  
Im Sonnenschein grünt schon Keim an Keim,  
Und wenn noch deine Vögel singen,  
Dann bin ich ganz bei dir daheim.

Wenn's jetzt schon keine Blüten regnet  
Und noch nicht Freudenrosen blüh'n —  
Es sproßt, von deinem Hauch gesegnet,  
In mir der Hoffnung Immergrün.

Emil Faller, Zofingen.

### Kunst und Künstler.

Gedanken von Gottfried Keller.

Es ist eine laute Klage der Retrograden und wirklich eine häufige Erscheinung, daß durch die sogenannte Aufklärung, d. h. durch die Verbesserung und Ausbreitung der Volksschule, ein unnatürlicher Ehrgeiz, allerlei windiges Wesen und Unzufriedenheit mit seinem Stande geweckt werden. . . . An dieser Kalamität ist aber nicht die Aufklärung schuld, sondern die menschliche Schwach-